

# Volksstimme

## zugleich Volksstimme für Bielitz

Geschäftsstelle der „Volksstimme“ Bielitz, Republikanska Nr. 41  
Organ der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei in Polen

Abonnement: Vierteljährig vom 1. bis 15. 5. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteurs.

Anzeigenpreis: Für Anzeigen aus Pommern-Schlesien je mm 0,12 Zloty für die achtgespaltene Zeile, außerhalb 0,15 Zlp. Anzeigen unter Text 0,60 Zlp. von außerhalb 0,80 Zlp. Bei Wiederholungen tarifliche Ermäßigung.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kosciuszki 29). Postfachkonto W. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprechanhänge: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

# Frankreich gegen Deutschland

### Briands Kandidatenrede — Der „Anschluß“ nach dem Friedensvertrag möglich — Vertrauensvotum für die Regierung — Die französische Kammer gegen die Zollunion — Grandi Berichterstatter vor dem Völkerbund

Paris. Die große „Kandidatenrede“ Briands für die Staatspräsidentschaft — denn so und nicht anders wurde sie allgemein aufgefaßt — hat in Paris befreit, obwohl seine mit Geschicklichkeit und starkem Pathos vorgetragenen Erklärungen inhaltlich eigentlich nichts Neues brachten. Die Kammer hörte jedoch erstaunt auf, als Briand erklärte, daß der Anschluß im Friedensvertrage unter gewissen Voraussetzungen vorgesehen oder zu mindest nicht verboten sei. (Worauf Briand die bekannte Klausel aus dem Vertrag von St. Germain verlas, die sich auf das Entscheidungsrecht des Völkerbundes bezieht.) Ferner verdient die Feststellung Briands Beachtung, daß auch Poincaré den Kaplovertrag angenommen habe, ohne daß das Prestige Frankreichs deswegen zusammengebrochen sei. Man könne ihm also nicht vorwerfen, daß er das Prestige der Kammer gehütet habe als Poincaré. Der bis tief in die Wälder des Hauses gehende stürmische Beifall bestätigt jedenfalls, daß Briand keine außergewöhnlichen Anstrengungen zu machen braucht, um das Vertrauen der Kammer, gleichviel aus welchen Motiven es auch entspringen möge, zu gewinnen.

### Die Kammer gegen das deutsch-österreichische Zollabkommen

Paris. In der französischen Kammer wurde in den letzten Nachtstunden über die Tagesordnung abgestimmt, die die Ausprache über das deutsch-österreichische Zollabkommen abschließt. Aus einer Reihe eingebrachter Entschließungen schloß schließlich diejenige des Abgeordneten und Präsidenten des Zollausschusses der Kammer, Couguere heraus, über die sich jedoch noch eine erregte Ausprache entwickelte, da die Linken Gruppen der Regierung das Vertrauen nicht aussprechen wollten.

Die Tagesordnung hat folgenden Wortlaut: „Die Kammer versichert ihre Zustimmung zu einer internationalen Verständigungspolitik und einer weitgehenden

und ehrlichen Zusammenarbeit der europäischen Völker. Sie verurteilt in aller Form den Plan des deutsch-österreichischen Zollabkommens, der sich im Widerspruch zu dieser Politik und zu den Verträgen befinden würde. Sie stimmt den Erklärungen der Regierung zu und hat Vertrauen in sie, verweigert jeden Zusatz und geht zur Tagesordnung über.“

Nach längerer Ausprache wurde schließlich in vier Teilen abgestimmt, wobei der 1. Teil bis „Völker“ einstimmig angenommen wurde. Der 2. Teil bis „zu den Verträgen“ wurde bei einigen Enthaltungen der Linken mit 470 Stimmen angenommen. Der 3. Teil bis „stimmt den Erklärungen der Regierung zu“ wurde mit 430 gegen 52 Stimmen der Linken angenommen. Dem ganzen Text wurde schließlich durch Handaufheben zugestimmt.

### Grandi Ratsberichterstatter für das Zollabkommen?

Genf. Ueber die Ernennung des Ratsberichterstatters für das deutsch-österreichische Zollabkommen sind zur Zeit Verhandlungen zwischen den Ratsmächten im Gange. Es besteht hier der Eindruck, daß der italienische Außenminister Grandi, der im Völkerbundsrat Berichterstatter für sämtliche Rechtsfragen ist, zum Berichterstatter auch für das Zollabkommen ernannt werden wird.

Auf französischer Seite besteht der Wunsch, entweder das japanische Ratsmitglied oder das norwegische zum Berichterstatter zu ernennen, jedoch stößt diese Absicht auf größere Schwierigkeiten, da das japanische Mitglied bereits Berichterstatter für sämtliche Minderheitenfragen ist und diesmal den besonders wichtigen Bericht über die oberösterreichischen Fragen zu erwarten hat. Das norwegische Ratsmitglied dürfte im Hinblick auf die augenblickliche Kabinettkrise in Norwegen gleichfalls kaum in Frage kommen. Die endgültige Ernennung des Berichterstatters erfolgt durch den Präsidenten des Völkerbundsrates, der diesmal der deutsche Außenminister Dr. Curtius ist.

### Fernwirkungen der Sadgasse

Die polnische Öffentlichkeit steht noch ganz im Banne der Gehaltserhöhungen und der Sorge, wie sich das Budget des Staates gestalten wird. Daß neue außerordentliche Steuermassnahmen notwendig sein werden, auch damit findet man sich ab, aber ein ungewisses Etwas bewegt alle, wie lange dieser Zustand politischer Agonie andauern soll. Noch fliegen hier und da tönende Worte von der Festigkeit des ganzen Systems herum, aber die Zweifel überwiegen, daß es doch nicht so gehen wird, wie man es im November vorigen Jahres angekündigt hat, und daß die hochfliegenden Töne vom Mai 1926 verwirklicht werden, daran glaubt schon niemand mehr, aber man erwartet die Rettung und darum werden alle Ankündigungen einer neuen außerordentlichen Sejmession mit innerer Begeisterung aufgenommen, es offenbart sich jener Geist, den man Jahre hindurch durch die Schmuckgassen zog, der Sejm wird helfen. Und nur deshalb das Interesse für seine Tagung, mögen auch seine Arbeiten noch so umgrenzt sein. Der Glaube, daß eine Einzelpersonlichkeit alle Schwierigkeiten der inneren und äußeren Gestaltung Polens beheben wird, wenn ihm keine Sejmokratie mehr im Wege stehen wird, ist gründlich zerstört und die einzige Erwartung ist, daß sich dieser Sejm zu einer männlichen Tat aufraffen wird und uns aus der Sadgasse inner- und außenpolitischen Schwierigkeiten herausführt. Aber diese Erwartung ist unnützlich, denn die neue Sejmokratie, die mit dem 16. November vorigen Jahres die Geschicke übernahm, hat kein eigenes Leben, sondern lebt den Traum eines Systems, welches der wirtschaftlichen Schwierigkeiten nicht Herr werden kann. Der einzige Ruf ist: Anleihen, und immer wieder Anleihen, und man ist sich auch darüber klar, daß dies nichts anderes, als Unterordnung unter ausländische Wünsche für den inneren Aufbau und Ausbau bedeutet. Freilich, der Ruf nach Anleihen ist nicht nur Polen eigen, er durchhallt alle Länder der Diktatur, ob dies Italien mit amerikanischer Hilfe oder Rumänien und Jugoslawien mit Pariser Hilfe ist.

Gerade in den letzten Tagen spielen die Anleihen Frankreichs im Kampf gegen die Zollunion eine große Rolle. Der Briandsche Gegenstoß ist geführt mit Anleihen als politischem Lohn, und deshalb bekam diese Anleihe nicht nur Polen für den Eisenbahnbau, sondern auch die Tschechoslowakei für Ablösung ihrer englischen Verpflichtungen, und Jugoslawien verhandelt um die Gewährung einer größeren Anleihe für die Erhaltung der Diktatur, und Rumänien hat erst in den letzten Tagen etwas überrascht die deutsch-rumänischen Handelsvertragsverhandlungen unterbrochen, um nicht den politischen Lohn Frankreichs, in Form einer kommenden Anleihe, zu verlieren. Paris zieht eine Kette um die Schöpfer der Zollunion, um Deutschland und Österreich, der Briandsche Lohn sind politische Anleihen. Auch nichts anderes, als Fernwirkungen aus der politischen Sadgasse, in welche die französischen Hegemonieansprüche geraten sind, die es auf keinen Fall zugehen wollen, daß ein 64-Millionenvolk, wenn es seine Daseinsberechtigung erweisen soll, über die Fesseln hinaus will, die ihm ein sogenannter Friedensvertrag auferlegt hat. Man ist in Berlin und Wien ganz auf Erfüllungspolitik eingestellt, will sich aber den Weg ins Freie wählen und die anderen als Partner aufnehmen, sich nicht von Frankreich aus sein Schicksal bestimmen lassen. Darum hat auch in der deutschen Öffentlichkeit die französische Eisenbahnanleihe weniger eine wirtschaftliche Wertung, denn eine strategische Bedeutung erhalten, die ja auch letzthin wieder in einer kurzen Bemerkung Curtius' zum Ausdruck kam, daß Deutschland nicht so bald an die Ratifikation des deutsch-polnischen Handelsvertrages denke, wiederum nichts anderes, als eine Fernwirkung gegen die Pariser Politik der Einschränkung. Und auf außenpolitischem Gebiet sind die neuen Schwierigkeiten auch in Warschau zu suchen.

Der Danzig-polnische Konflikt, der ja nicht erst durch das unkluge Verhalten des jetzigen Danziger Senats und seiner deutschnationalen Ritter zu suchen ist, wird auf die Tagesordnung des Völkerbundes gesetzt. Als vor einigen Wochen Herr Strakburger den kühnen Zug vollzog, der wiederum nur der Dummheit der Danziger Ritter zuzuschreiben ist, war es Somjertrudland, das sofort Polen eine Einmarschendenz untersah, die nicht nur von Warschau dementiert, sondern hier auch gleich dahin beleuchtet wurde, daß der Marschall seine Soldaten durchaus in Zügeln hält und den Konflikt mit Danzig eher beilegen, denn verschärfen

# 56 neue Kreisrentenassistentenkommissare

### Der Ministerrat billigt die Rentenassistentenreform — Einschränkung der Rechte der Versicherten? — Neuer polnischer Gesandter für Budapest

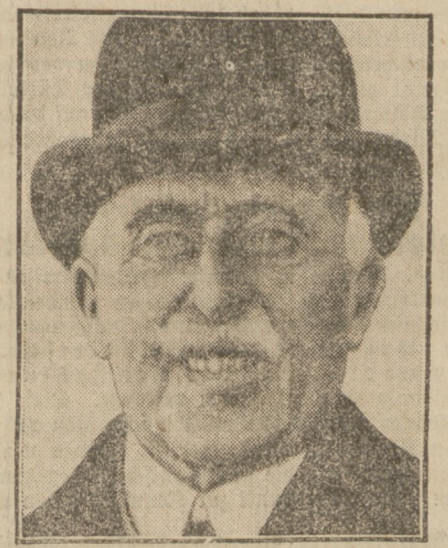
Warschau. Am Freitag fand im Ministerium für Arbeit und Fürsorge eine wichtige Sitzung statt, die sich mit der Reform der Rentenassistenten beschäftigte. Es wurde das Projekt, welches der Ministerrat bereits beschlossen hat, genehmigt. Dieses bestätigt die Ernennung der 56 Kreisrentenassistentenkommissare, an Stelle der jetzigen 246 Kommissare, die gegenwärtig in den einzelnen Rentenassistentenstellen sind. Die neuernannten Kommissare wurden aus den Reihen der bisherigen Träger herausgesucht, die übrigen haben keinerlei Bestätigung mehr erhalten und gelten als entlassen. Mit diesem Schritt hat die Regierung eine Maßnahme vollzogen, die deutlich genug besagt, daß die Selbstverwaltung in den Sozialinstituten noch weiter eingeschränkt werden soll. An Stelle der durch ordnungsgemäße freie Wahlen bestimmten Leiter der Rentenassistenten, treten die Kommissare, angeblich, um eine Sanierung durchzuführen gegen gewisse Parteieinflüsse; die jetzige Konzentration der Rentenassistenten in Bezirke, bedeutet nur eine Verkärzung des Einflusses der Behörden und Ausschaltung der Mitbestimmung der Versicherten.

### Die polnische Delegation für Genf

Warschau. Die polnische Delegation für die Genfer Beratungen wird diesmal besonders zahlreich sein. Ihr werden u. a. angehören Außenminister Jaleski und sein Kabinettschef, der Leiter der Völkerbundsabteilung, der Direktor der Industrieabteilung im Außenministerium, ein Pariser Botschaftsrat sowie mehrere Beamte des Außenministeriums. Außenminister Jaleski wird Warschau am 12. Mai verlassen. Ueberdies fährt noch nach Genf General Kasprzski, begleitet von einem Beamten des Außenministeriums, um an den Arbeiten über die Berichtigungsmaßnahmen gegen den Krieg teilzunehmen.

### Neuer polnischer Gesandter für Budapest

Warschau. Der bisherige polnische Botschaftsrat in Washington, Lepkowski, ist zum Gesandten in Budapest ernannt worden. Bisher war Finanzminister Matuschewski bekanntlich immer noch Gesandter in Budapest, wo er von dem dortigen Geschäftsträger vertreten wurde.



### Der Onkel des Königs von England †

Im Alter von 81 Jahren ist der Herzog von Connaught, ein Onkel des Königs Georg von England, gestorben. Er war mit einer Prinzessin von Preußen verheiratet.

# Spaniens Abwehr des Klerikalismus

Protest gegen die Monarchistenpropaganda des Kardinalprimas von Toledo — Keine Einmischung der Kirche in die Politik — Energische Abwehr gegen Wiederholungen — Neue Schwierigkeiten in Katalonien

Madrid. Die Regierung hat dem Nuntius eine Note zugestellt, in der gegen die letzte Predigt des Kardinalprimas von Toledo wegen feindseliger Haltung gegenüber der Republik protestiert wird. Der Justizminister erklärte, die Kirche habe sich nicht in Politik einzumischen. Die Regierung werde eine Wiederholung solcher Vorkommnisse mit allen Mitteln verhindern.

## Die Finanzreform der neuen spanischen Regierung

Madrid. Im Verordnungsblatt der Regierung erscheint nunmehr ein Dekret, wonach die Grundbesitzer verpflichtet sind, brachliegende Felder zu bearbeiten. In allen Gemeinden werden Kommissionen eingesetzt, um festzustellen, welche Grundstücke gar nicht oder in unzureichender Art bearbeitet werden. Die Kommissionen werden die betreffenden Eigentümer dann auffordern, sofort die Arbeiten nach einem besonderen Programm in die Wege zu leiten. Falls der Eigentümer dagegen protestiert, kann er Sachverständige berufen und falls deren Urteil von dem der Kommission abweicht, hat der zuständige Amtsrichter unter Hinzuziehung weiterer Sachverständiger als letzte Instanz die Angelegenheit innerhalb 5 Tagen zu entscheiden. Wenn der Eigen-

tümer innerhalb von zwei weiteren Tagen mit der Arbeit nicht beginnt, werden diese Felder auf seine Rechnung im Auftrag der Gemeindefunktion ausgeführt. Falls der Eigentümer in diesem Falle die Lohnzahlung verweigert, kann er geächtet werden.

Nach der Auffassung der Rechtspreffe stellt dieses Dekret eine technische und rechtliche Ungeheuerlichkeit dar, da der spanische Grundbesitz der persönlichen Rechtskraft und dem wirtschaftlichen Unverstand der Unterbeamten ausgeliefert wird.

## Neue Schwierigkeiten in Katalonien

Auch Valencia fordert Autonomie.

Madrid. Der Gouverneur von Barcelona hat erklärt, er wolle die dortige Polizei völlig erneuern, falls sie die täglich zunehmenden Raubverbrechen, Ueberfälle und Diebstähle nicht wirksam bekämpfen könne.

Der Bezirk von Tortosa im südlichen Teil Kataloniens hat sich geweigert, die Verfassung Kataloniens anzuerkennen, sondern fordert Selbstverwaltung. Auch die Provinz Valencia fordert eine besondere Selbstverwaltung und hat bei der spanischen Regierung beantragt, in den Schulen ebenso wie in Katalonien die Zweisprachigkeit einzuführen.

will. Aber die Dinge entwickeln sich zwangsläufig und die schwere Hafentriebe in Danzig treibt die Verhältnisse einer Lösung zu, die auf internationalem Boden von ungeheurer Tragweite sein dürfte, wenn man berücksichtigt, daß es in einem Gutachten über den Streik Danzig und Polen heißt, daß Polen verpflichtet ist, den Hafen Danzigs voll auszunutzen, was es jetzt beim besten Willen nicht kann, wenn es die Millionen, die in Gdingen investiert sind, nicht brach liegen lassen will. Und über Gdingen ist man nur einer Meinung, ob es nun Nationaldemokraten oder Biljuskianhänger sind, es ist das Bollwerk gegen den Drang nach dem Osten und zugleich das Ausfallstor nach dem Meere, nachdem die Aktion des freien Wegs nach dem Schwarzen Meer für längere Zeit aus der polnischen Außenpolitik gestrichen werden muß. Daß die Danziger These sehr offen auf die Rückkehr zum Reich gestellt wird, ist mehr als wahrscheinlich, und auch das ist eine Revisionsformel, die nicht gerade zugunsten der polnischen Außenpolitik spricht. Denn man meint natürlich damit nicht etwa nur den Zusammenhang mit Ostpreußen, sondern den unmittelbaren Zusammenhang mit dem Reich selbst. So ist aus dem Danzig-polnischen Hafentonsill ein internationales Problem ersten Ranges geworden, wiederum Fernwirkung einer Politik, die auf einen Kopf gestellt ist. Freilich sind diese Dinge nur Hypothesen für die Zukunft und deshalb ist es auch sehr viel fragend, wenn vor einigen Tagen darüber berichtet wurde, daß der Marschall sich sehr eingehend mit der deutsch-österreichischen Zollunion beschäftigt. Denkt man hierbei auch an die französische Eisenbahnleihe, so kann man sich recht wohl die Ursachen des Interesses vorstellen, wo die Gegenminnen gelegt wurden und wie verwickelt die weltpolitische Gestaltung Europas ist.

Der Haß der französischen Presse gegen Deutschland, jendet auch seine Auswirkung, gegenüber Italien und England, die einen neuen Dreieck darstellen, wenigstens, wie er an der kommenden Völkervereinigung zum Ausdruck kommen wird. Daß unter solchen Umständen Fragen, wie die ober-schlesischen Beschwerden, beziehungsweise der Bericht polnischerseits, wie man den Wünschen nach Berücksichtigung der Minderheitsrechte nachgekommen ist, v. Aig in Genf an Bedeutung verlieren, ist hier schon näher dargelegt worden. Deshalb auch Hendersons Schachzug, die ukrainische Pazifizierungsfrage noch nicht auf die Tagesordnung der Mai-tagung zu setzen, um die Situation nicht von vornherein rein französischfreundlich einzustellen. Aber wo weltpolitische Fragen für Europa eine Rolle spielen, da läßt man nicht nur die Minderheitsfragen beiseite und ein Unrecht ununter-sucht, die Gegenminnen werden gelegt, im Endkampf, ob Paris das neue Europa regiert oder kommandiert. Mit den Anleihen einstweilen ja, ob es damit aber auch die Zollunion selbst durch den Kontrollauschuss niederringen wird, kann heute schon zweifelhaft erscheinen, denn das Spiel geht aus Ganze, nicht nur Deutschland soll niedergehalten, sondern auch Englands Einfluß vermindert werden, weil es Paris nicht dulden will, daß der Sozialist Henderson etwa Präsident der Abrüstungskonferenz werden wird. Frankreichs Friedenspolitik, die an sich ehrlich gemeint ist, hat nur den bedauerlichen Fehler, daß dieser Friede zugleich auch den Machteinfluß Frankreichs über ganz Europa bewerkstelligen soll. Und dagegen wehren sich eben die anderen, im Kampf um die Gleichberechtigung als Großmächte, aber Frankreich kann mehr, es kann sofort durch seine Finanzkonzerne den politischen Lohn zahlen, sich die Länder in politische Bot-mäßigkeit unterordnen, durch Anleihen und wieder Anleihen für die, die in der Diktatur den einzigen Ausweg aus ihrer Staatskrise erblicken.

Man sieht so deutlich, wohin Gewalt im Staatsleben führt. Sie braucht nicht unmittelbar zum Ausdruck zu kommen, wie es bei uns während der Wahlen der Fall war, sie ist in diesem Zusammenhang auch garnicht gemeint. Wir meinen hier unter Fernwirkungen die Machtansprüche, die über ein bürgerlich-kapitalistisches Panuropa die Völker Osteuropas in finanzielle Knechtschaft Frankreichs führen will, wie es einst Rußland durch Anleihen und wieder Anleihen erst in die Entente und dann zum Bolschewismus trieb. Diese Fernwirkungen, heißt es, in der Arbeiterklasse zu begreifen, denn sie sehen verteuert neuen Kriegscoalitionen den ähnlich, aus der einzigen Ursache herbei, daß man aus der wirtschaftlichen Krise nicht hinaus kann und jetzt schon im Krieg die letzte Lösung sieht. Diese Fernwirkungen der Sachgasse muß die Arbeiterklasse abzuwehren wissen, denn sie ist letzten Endes das Opfer, welches in kommenden Dingen gefordert wird. —II.

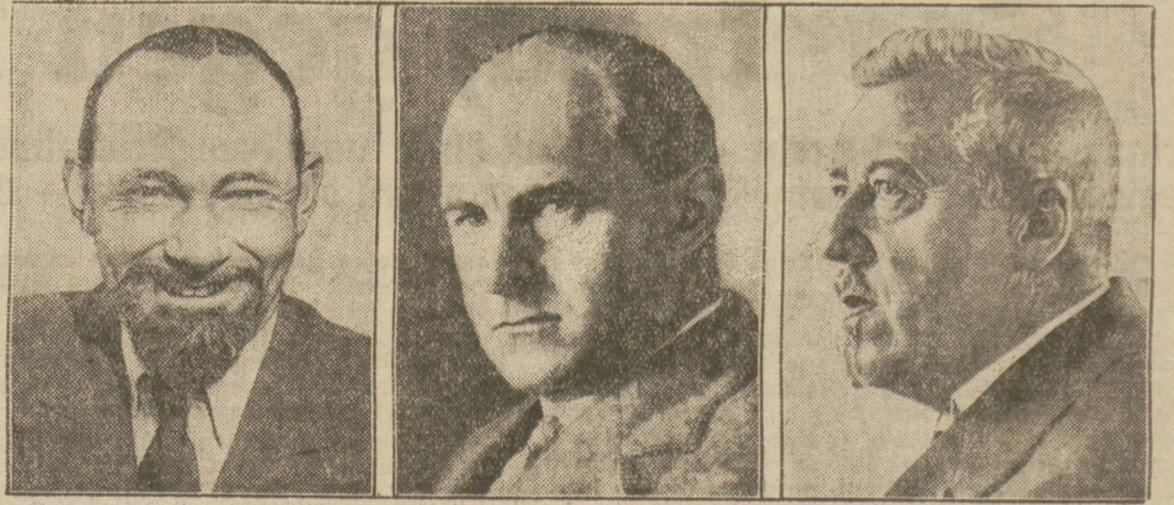
## Erschte politische Lage in Argentinien

Montevideo. Wie verlautet, soll die politische Lage in Argentinien sich derartig verschärft haben, daß Präsident Uriburu mehrere Kavallerieregimenter nach Buenos Aires hat kommen lassen, um die Studentenbewegungen gegen die Regierung zu bekämpfen. Die Kundgebungen gegen die Regierung haben einen ernsten Charakter angenommen.



## Ein Luftschiffer-Denkmal für Berlin

Ein Denkmal für die gefallenen deutschen Luftschiffer wird am 10. Mai in Berlin eingeweiht werden. Das Ehrenmal, das vor der katholischen Garnisonkirche in der Viktoriastraße steht, ist ein Werk des Bildhauers Professor Seifert.



## Zeppelin und U-Boot treffen sich am Nordpol

Von links nach rechts: Kapitän Billings; Dr. Billinger, der einzige deutsche Teilnehmer an der U-Boot-Expedition zum Nordpol; Dr. Edener. — Zwischen dem deutschen Luftschiffführer Dr. Edener und dem amerikanischen Polarforscher Sir Hubert Wilkins ist vereinbart worden, daß sich das Luftschiff „Graf Zeppelin“ im Hochsommer dieses Jahres mit dem U-Boot „Nautilus“ am Nordpol treffen wird. Der Start des „Graf Zeppelin“ in Friedrichshafen soll am gleichen Tage erfolgen, an dem die „Nautilus“ von Bergen aus in See fährt, in Leningrad ist für das Luftschiff eine Zwischenlandung zur Ergänzung der Triebmittel und Vorräte vorgesehen.

# Benesch über die Kleine Entente

Die politischen Interessen entscheiden — Die gemeinsame Aktion gegen den Anschluß — Bisher immer Einigkeit erzielt

Prag. In seinem Schlusswort im Außenausschuss des Senats führte Dr. Benesch u. a. aus: Das Problem der wirtschaftlichen Zusammenarbeit zwischen den Staaten der Kleinen Entente hat bisher Schwierigkeiten gemacht, vor allem, weil die Struktur der drei Staaten sehr verschieden ist. Das Problem muß aber trotzdem gelöst werden. In Bukarest ist es uns geglückt, nicht nur politisch, sondern auch wirtschaftlich zu einer Einigung zu kommen. Sollte es auch mal zu Dissonanzen kommen, so werden neue Ereignisse die Staaten doch wieder zusammenführen. Mit Deutschland und Oesterreich haben wir mehr als 31 v. H. der Ausfuhr und der Einfuhr. Das ist ein Faktor mit dem wir rechnen müssen. Mit den Staaten der Kleinen Entente haben wir jedoch eine ganze Reihe anderer gemeinsamer Faktoren, die nicht weniger bedeutsam sind und zwar politische, wirtschaftliche, kulturelle, moralische und gefühlsmäßige. Die Geschichte lehrt, daß letzten Endes die politischen Interessen den Ausschlag geben.

## Das Antwortschreiben Litwinoffs verloren gegangen

Moskau. Das Antwortschreiben des Völkerverbundes an das Volkskommissariat für auswärtige Angelegenheiten ist, wie hier verlautet, nicht eingetroffen, sondern offenbar verlorengegangen. Im Außenkommissariat ist das Schreiben nur aus den Veröffentlichungen der Presse bekannt und man äußert dort das Erstaunen darüber, daß das Generalsekretariat des Völkerverbundes es unterlassen habe, eine so wichtige Briefsendung wie sie das Antwortschreiben darstellt, postalisch zu versichern. Das Volkskommissariat plant gemeinsam mit der Türkei auf das Schreiben des Völkerverbundes zu antworten, um auf diese Weise die zwischen der Türkei und der Sowjetunion bestehende Solidarität zu unterstreichen.

## Die Generalresolution der Internationalen Handelskammer

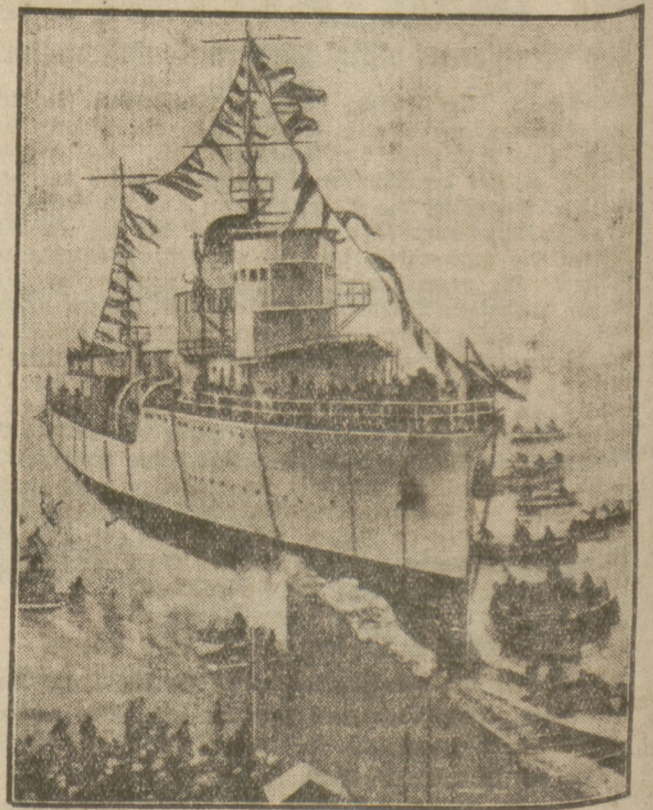
Washington. Wie es in gutunterrichteten Kreisen heißt, soll das Redaktionskomitee des Internationalen Handelskammerkongresses einstimmig die Generalresolution angenommen haben, welche eine Prüfung der weltwirtschaftlichen Situation und die der politischen Zahlungen durch die Internationale Handelskammer verlangt. Diese Resolution wird dem Plenum unterbreitet werden und man rechnet damit, daß sich kein Widerspruch gegen sie erheben wird, obwohl es möglich sein kann, daß die amerikanische Delegation in höflicher Form ihren Standpunkt zur Kenntnis geben wird.

## Der Aufstand portugiesisch-Guinea niedergeschlagen

Lissabon. Wie die portugiesische Regierung mitteilt, ist der Aufstand in portugiesisch-Guinea vollkommen niedergeschlagen worden.

## Aussprache zwischen Henderson und Grandi vor der Ratstagung

Rom. Die italienischen Blätter berichten, daß Außenminister Grandi bereits am nächsten Sonntag nach Genf abreist, wo er zwei Tage vor Beginn der Völkerverbunds-Ratstagung eintrifft. Wie es heißt, wird auch Henderson zu dem gleichen Zeitpunkt in Genf sein. Die beiden Außenminister hätten ihr Zusammentreffen schon vor Beginn der Genfer Arbeiten festgelegt, um sich über die Flottenfrage und verschiedene auf der Tagesordnung stehende Fragen auszusprechen.



## Kriegsschiffneubau für die Türkei

In Genua ist dieser Tage ein für die Türkei erbautes Torpedoboot vom Stapel gelaufen. Es ist das erste Kriegsschiff, das die Türkei nach dem Kriege erbauen ließ.

Polnisch-Schlesien

Massengebärererei oder Geburtenregelung?

Eine „Revolution“ bei den „Revolutionären“

Nicht alle Leser des „Volkswille“ haben von einer „Fraccja rewolucyjna“ gehört, einer politischen Partei, von der man nicht sagen kann, daß sie besteht bezw. nicht besteht.

Die Sanacja ist bekanntlich nach dem Maiumsturz geboren worden. Sie war gleich von Anfang an sehr gefräßig geworden und machte sich an die alten politischen Parteien heran, um sie aufzufressen.

In Warschau erschien das Zentralorgan der „Fraccja rewolucyjna“, „Przedswit“, der von dem gemeinsamen Minister, Eugeniusz Moraczewski, herausgegeben wurde.

Selbstverständlich hat die „Fraccja rewolucyjna“ an dem letzten Wahlkampf zum Sejm und Senat teilgenommen und ist dabei glänzend durchgefallen.

Die Moraczewski-Gruppe hat aber nicht umsonst die „Bojowka“ gehabt, die unter Führung Donnarowicz, dem derzeitigen Kultusminister, die Druckerei überließ und demolieren ließ.

Wichtige Gerichtsentscheidung für die Kriegsinvaliden

Das höchste Verwaltungstribunal in Warschau hat eine sehr wichtige Entscheidung in Invalidentagen gefällt, die alle Kriegsinvaliden sehr interessieren dürfte.

Wohnungsreflektanten können sich melden

Die Angestelltenversicherung in Krol. Huta - Zaklad ubezpieczony Pracownikow Amwolnowy - erläßt in diesen Tagen eine Bekanntmachung, wonach sich alle diejenigen, welche auf eine Wohnung in den Neubauten auf der ul. Wolna in Katowice reflektieren, sich umgehend, spätestens bis zum 20. d. Mts. melden müssen.

In der Versicherungskontrolle Katowice, ul. Sokolska, sowie auch in der Versicherungsanstalt Krol. Huta sind Fragebogen erhältlich, die bis zum oben genannten Datum ausgefüllt eingereicht werden müssen.

Kann die Frau über ihren Leib frei verfügen? — Die soziale Not des Volkes und die Geburtenregelung

Wir wollen heute ein Thema behandeln, das sehr aktuell ist. Der polnische Staat, dem wir angeschlossen sind, geht daran, sich ein neues „Bürgerliches Gesetzbuch“ zu schaffen, das für Jahrzehnte bestimmt sein wird.

Die Frage der Geburtenregelung, welche heute im Vordergrund in ganz Mitteleuropa steht. Das Deutsche Bürgerliche Gesetzbuch, das bei uns vorläufig noch in Kraft steht, weist zwei Paragraphen auf, die das Leben der Frau zu einer Hölle auf Erden gestalten.

Manne die Anträge abzulehnen sind und was bei der Anmeldung zu beachten ist, wird noch genau bekannt gegeben werden.

Diese Paragraphen verbieten dem Arzt, die Schwangerschaft zu unterbrechen und machen aus der Frau eine Gebäranstalt bis zur Entbindung. Das will auch die hl. Kirche, die die Frau bis zum Weisbluten gebären läßt, aber sie macht sich dann keine Sorgen um die Kinder, die in die Welt gesetzt werden und an Not und Entbehrung zugrunde gehen.

Es gibt wohlmeinende aber auch ängstliche Menschen, die da glauben, daß, wenn die Gefängnisandrohung wegen Schwangerschaftsunterbrechung verschwinden sollte, die Frauen überhaupt keine Lust zum Gebären mehr haben werden.

Die in der Arbeiterfamilie bekannt, die insolge der Unterernährung alle an Tuberkulose leiden, die Kinder mit inbegriffen. Wem ist mit einer solchen Generation gedient? Wer soll eine Freude an hustenden, schlecht gekleideten und unterernährten Kindern haben?

Die in der Arbeiterfamilie bekannt, die insolge der Unterernährung alle an Tuberkulose leiden, die Kinder mit inbegriffen. Wem ist mit einer solchen Generation gedient? Wer soll eine Freude an hustenden, schlecht gekleideten und unterernährten Kindern haben?

Der Abtreibungsparagraph wird in Deutschland mit Recht als Frauenmörder bezeichnet, und das gilt auch für uns in der Wojewodschaft.

Die in der Arbeiterfamilie bekannt, die insolge der Unterernährung alle an Tuberkulose leiden, die Kinder mit inbegriffen. Wem ist mit einer solchen Generation gedient? Wer soll eine Freude an hustenden, schlecht gekleideten und unterernährten Kindern haben?

Wie berichtet, wurde der Assessor der Eisenbahnverwaltung Katowice, Charnas, wegen der schweren Verletzungen zum Schaden der L. O. P. B. (Luftflottenliga) und der halb-militarischen Organisation, sowie wegen der, in diesem Zusammenhang verübten Fälschungen, am vergangenen Mittwoch durch Urteil des Landgerichts Katowice zu drei Jahren und drei Monaten Gefängnis verurteilt.

gepredigt, die, nebenbei gesagt, gegen die Naturgesetze gerichtet ist. Angeblieh über Priestern und Nonnen völlige Enthaltbarkeit, aber man soll nicht hinter die Kulissen schauen, denn man könnte leicht Wunderdinge erleben.

Hier fallen sie aber dem § 218 in die Klauen, der sie als Verbrecher behandelt und einzuführen läßt. Die reichen Frauen wissen sich eher zu helfen, aber die Proletarierfrauen bezahlen die Unterbrechung der Schwangerschaft nur zu oft mit dem Leben.

Deutschland jährlich 1 Million Abtreibungen vorkommen. Stunden der Not und Qual, Stunden der Verzweiflung, haben all die unglücklichen Frauen und Mädchen durchgemacht, durch die sie schließlich dem „Verbrechen“ in die Arme getrieben wurden.

Wo würden wir sonst hingelangen, wenn wir eine stille Geburtenbeschränkung nicht hätten? Die Säuglingssterblichkeit wäre so groß, daß wir mit Freiligrath sagen könnten: „Dum stehen die Mütter an den Wegen, den toten Säugling im Gewand, und flehen ihn, ins Grab zu legen“.

Um diese Schreie zu übertönen, werden mehrere Grammophone in Bewegung gesetzt und die Nachbarsleute bestochen.

Dr. Rubinraut hat eine unentgeltliche Beratungsstelle für Frauen und Mädchen aktiviert, wo er Rat zur Vorbeugung vor der Schwangerschaft erteilt.

Oft hören wir von solchen Frauen, daß ihnen von sechs oder acht Kindern nur eins oder zwei geblieben sind. Es braucht hier wohl nicht erst betont zu werden, daß körperlich und geistig minderwertiger Nachwuchs nicht nur sich zur Qual, sondern auch der Gemeinschaft zur Last fällt.

Der Kampf gegen die Zwangsmutterschaft wird nicht geführt, um der Fruchtbarkeit das Wort zu reden, die Angelegenheit des Arztes ist oder sein soll, sondern um weitgehende Aufklärung über die Möglichkeit der Geburtenregelung, also die Verhütung, in die Bevölkerung zu tragen.

während des ganzen Prozeßverlaufs simuliert, meldete aus sich selbst heraus in einem, in der Zelle verfertigten Schreiben an die Gerichtsbehörde gegen das Strafmaß Revision an. Es dürfte demzufolge der Fall Charnas noch nicht endgültig erledigt sein.

Die Abtreibung kann und soll nur eine letzte, ungenutzte Maßnahme sein. Wir müssen darauf drängen, daß die Krankenkassen Vorbeugungsmittel ihren Mitgliedern anbieten, und daß die Krankenkassenärzte besonders die weiblichen Mitglieder entsprechend aufklären.

Kattowitz und Umgebung

Folgenschwere Motorradunfall in Kattowitz. Am gestrigen Freitag, gegen 12 Uhr mittags ereignete sich auf der ulica Zamkowa in Kattowitz ein schwerer Motorradunfall. Dort versuchte der Motorroller, Buschhalter Antoni Bowski einem Fuhrwerk auszuweichen, wobei das Motorrad gegen ein, aus entgegengesetzter Richtung herankommendes Personenauto prallte.



# Unterhaltungsbeilage des Volkswille

## Ich werde Schlangenbändiger

Von Joachim Ringelnatz.

Ich verdingte mich in einer Schlangenbude auf dem Hamburger Dom (Zahrmart). Eine Riesenschlange wurde dort vorgeführt. Fünf Männer in Matrosenanzügen trugen sie auf den Schultern. Der Kleinste davon und der einzige, wirkliche Seemann war ich. Ich trug das Schwanzende. Herr Malferteiner, der Budenbesitzer, im dunklen Anzug und mit Lackschuhen erklärte mit durchdringender Stimme: „Die Riesenschlange! — Vo — a — constructor! — Ihre Heim- met ist Südamerika. Der Biß derselben ist nicht gefährlich, da dieselbe nicht giftig ist. Menschen und Tieren wird sie gefährlich durch ihre gräßliche Gewalt und durch die Kraft ihrer Musteln. Denn sie ringt in der Freiheit mit dem Löwen und dem Tiger und besitzt auch die Kraft, den größten und härtesten Büffelochsen mit ihren Musteln alle Knochen zu zerbrechen, sobald sie ihn umschlungen hat.“ (Pause zum Staunen.) „Gefüttert wird sie alle drei bis vier Wochen mit lebenden Schweinen, auch Schafslämmern oder Ziegenlammern.“ (Pause. Dann mit gehobener Stimme.) „Tausend Mark bietet die Direktion jedem Besucher Prämie, der beweisen könnte oder würde, wo er schon jemals in Europa ein zweites Exemplar dieser Riesenschlange gesehen hätte.“ (Es brauchte nur jemand den Deckel der großen, grünen Kiste in unserer Bude aufzuheben. Da hätte er ein gleichgroßes zweites Exemplar dieser Boa entdeckt, das dort zur Reserve aufbewahrt wurde.) „Herrschaften, welche zu spät kamen und nicht alles gesehen haben, können ruhig noch bleiben bis zur nächsten Vorstellung. Vorsichtig! Schnell!“

Die letzten zwei Worte richtete er, wie erschrocken, an uns Matrosen. Wir mußten nun hin und her schwankend so tun, als würde die Schlange wild. In Wirklichkeit war sie leicht und ganz apathisch, beinahe leblos. Unter lauten Kommandos, wie „Alle Mann!“ — „Deckel auf!“ wurde sie nun in einen zweiten Käfig zwischen Decken gelegt. Die Vorstellung war zu Ende. Magnus, der Letzte von uns Ange- stellten, beantwortete übertrieben oder unwahr die Fragen der sich langsam entfernenden Zuschauer.

„Wie lang ist sie?“  
„Über zwanzig Fuß!“  
„Wieviel wiegt sie?“  
„95 Pfund.“  
„Wie alt ist sie?“  
„Über tausend Jahre.“  
„Kann sie stehen?“

Magnus lief manchmal plötzlich davon. Es wurden die dümmsten Fragen gestellt. Es fielen auch immer dieselben Witze und Bemerkungen. „Ein netter Mal!“ Auch immer wieder dieselben Anträge: Ich sollte doch einmal den Sala- mander in den Schwanz zwicken oder dem Pelikan eine Feder austupfen. Der hatte ja jaft keine mehr.

Zum Schluß der allerletzten Vorstellung abends pflegte Herr Malferteiner noch dem Publikum für den freundlichen und zahlreichen Besuch der Ausstellung zu danken. Auch wenn er gelegentlich nur zu einem oder zu zwei Zuschauern sprach. Er dankte dann „im Namen der Direktion“. Hinterher gab's für uns noch mühevoller Arbeit bis weit über Mit- ternacht.

Einmal erlebte ich, daß die eine Riesenschlange gefüttert wurde. Sie verschlang hintereinander ganz langsam fünf lebende, aber sich fühlende Opfer. Drei Hühner, ein Kanin- chen und ein ganz junges Ferkel. Nur das Ferkel gab Töne von sich, quiekte jämmerlich. Damit sollte die Schlange für die nächsten vier Wochen gespeist sein. Aber am nächsten Tage erkrankte sie und gab die fünf Tiere tot und schlein- bedeckt wieder von sich.

Die Riesenschlange war der Clou und der Schluß der Vorstellung, die etwa fünfundsiebzig Minuten dauerte. Vorher führten Alex und Bruno eine Fesselschlange, eine Rieseneidechse, eine Abgottschlange und einen mit Sägespä- nen pinierten Riesensalamander vor. Ich stand derweilen neben dem Kasten der Python tigris und dem dürren Pelikan Peter, der nie überfüttert wurde, damit er recht gierig nach dem ihm zugeworfenen Schellfischbroden schnappte. Dabei fiel er meistens um, so alt und gebrechlich war er, aber das war der Moment, wo das Publikum in lautes Lachen aus- brach. Vielleicht aus Hunger zwidte er mich oft in die Beine.

In der Mitte des grell beleuchteten Zeltes sah man in einem seichten Bassin ein paar Krokodile.

Wieviel Arbeit war um solch Theater! Ich hatte Dienst von sechs Uhr morgens bis zwei Uhr nachts. Dann erhielt ich fünfzig Pfennig Lohn und schlief mit den andern männ-

lichen Angestellten in einem Wagen auf Strohsäcken. Meine Wolldecke wies helle Flecken auf, von der Boa constrictor.

Das Aufstehen fiel schwer. Ich mußte in einer jahr- baren Tonne Wasser von weither holen. Draußen war's ecklig kalt. Ich mußte unter einem rostigen Wasserkessel Feuer anmachen. Um neun Uhr sollte es kochen. Das Wasser im Krokodilbassin wurde damit auf 20 Grad gebracht. Die Lederzüge von den Risten mußten abgeschnallt werden. Wir trieben die Krokodile mit Rohrstockhieben und Fußritten ins Wasser. Der durch Wärmeflaschen geheizte Kasten, wo- rin sämtliche Schlangen übernachteten, wurde geöffnet und die einzelnen Tiere in Sonderbehälter verteilt. Draußen nagelten wir Blechschilder an, die gräßliche Ungeheuer im Kampfe mit wilden Völkerstämmen zeigten oder Inschriften trugen wie „Eintritt heute nur 10 Pfennige“. Und so wei- ter. Viel Arbeit mit dem üblichen Geschimpfe und mit Schi- lenen.

Der Chef setzte sich an die Kasse. Der heißere Rekom- mandeur erschien, kämmte sich die Haare und lockte auf- tretend die Dombesucher herein: „Das Neueste der Neuzeit, die Riesenschlange!“ Dann schlug Herr Malferteiner mit einem Holzklöppel gewaltig an einen Eisenteller, ein letztes Zeichen, daß die Vorstellung nun unwiderruflich begann.

Im allgemeinen freuten wir uns, wenn ein Zuschauer eine Frage an uns richtete. Es war dann möglich, auf eine Zigarre oder auf ein Trinkgeld hinüberzuleiten, oder einen derben Witze öffentlich anzubringen. Kleine, nette Scherze begaben sich. Manchmal war das Leben dort behaglich. Ich kam während und nach der Arbeit mit den Angestellten der anderen Schaubuden und Lustbarkeiten zusammen. Leute vom Dampfkarussell, vom Hippodrom und vom „Theater der Aufsehen Erregenden“. Mit Tilde von der Schiefbude er- neuerte ich eine ältere Bekanntschaft. Peter, der Pelikan, war mein treuer Freund.

Malferteiner wohnte mit Frau und Kindern in einem zweiten Wagen. Sein Dienstmädchen Mathilde brachte uns



Elisabethquelle in Bad Kreuznach

zu den Mahlzeiten die derbe Kost. Tagsüber befanden wir uns in einem Strudel von Musik aus vielen Drehorgeln. Nachts kamen die Domartisten in einer kleinen Kneipe zu- sammen, wo es recht heiter und bunt herging. Dort tranken wir Pfefferminzjohannis, rauchten Pfeife und klönten.

(Vorabdruck mit besonderer Erlaubnis des Verlages Ernst Romohr, Berlin, dem in den nächsten Tagen erschei- nenden Buch von Joachim Ringelnatz „Mein Leben bis zum Kriege“ entnommen.)

## Kani mit Familienanschluss

Die berühmte Tigerin Janny war ihre Mutter. Warum Janny berühmt ist? Nun, Janny ist eine Schönheit, Janny ist eine in glänzendes Fell gestraffte Flamme. Und Janny ist zur Zeit die einzige Tigerin der Welt, die einen Längs- sprung macht. Das heißt, in der Manege springt sie durch einen Feuerreihen nicht quer, wie allgemein üblich, sondern längs über einen Tiger hinweg.

Ulla, ein kräftiger Tiger, arbeitete bei dieser Nummer als Untermann. Er war Jannys Gatte, und wenn er es auch geduldi ertrug, daß sie ihm über den Kopf hinweg- sprang, so duldete er doch nicht, daß sie ihm auf dem Kopf tanze. Denn es kommt niemals in den Ehen der Tiger, sondern höchstens in denen der Menschen vor. Ulla führte ein idyllisches Eheleben mit Janny, dieser Tigerin, die sich Men- schen gegenüber oft recht böseartig benahm. So biß sie einem jungen Menschen, der sie liebevoll pflegte, die Finger der rechten Hand ab. Er war Raubtierwärter mit der großen und berechtigten Hoffnung, dereinst als Dompteur im Zen- tralkäfig zu stehen. Doch kann er jetzt mit seinem Hand- stumpf nichts anfassen. Alle seine Träume mußte der Ber- trüppelte in jungen Jahren begraben, aber beim Zirkus blieb er, wenn auch nur als Nachtwächter. Treu hält er aus, ganz gleich, ob eine prächtige Sternennacht sich über die Zel- tstadt lenkt oder heiße Kälte und unangenehmer Wind zudringlich durch den dicken Mantel des einsam Wachenden kriegen. Er bewacht den Schlaf aller, und wenn mal aus dem Raubtierwagen ein Knurren oder Fauchen klingt, ist er besonders aufmerksam. Raubtiere sind eben nach wie vor seine Leidenschaft. Janny hat er längst verziehen. Er weiß, es handelt kein Tier gegen seine Natur und seine Triebe. Und Janny hat es an seinem Unglückstage weiter nichts als Spaß gemacht, zu beißen.

Es ist Jannys Passion, auf Menschen loszugehen. Gegen Tiger ist sie freundlich und als Mutter ist sie vorbildlich. Das bewies sie, als sie in Sao Paulo dem Zirkus Karl Hagenbeck drei Junge schenkte. Ullah, der Vater, war zuerst empört über den Nachwuchs. Schließlich fand er sich mit der verän- derten Situation ab und strafe Mutter und Kinder nur

durch Nichtachtung. Janny hingegen nahm ihre Pflichten sehr ernst. War sie mal für kurze Zeit von ihren Kindern getrennt gewesen, dann geriet durch ihre Wiedersehensfreude der ganze Stall in Aufregung.

In Sao Paulo, der Stadt, in der sie geboren, bekamen die jungen Tiger ihre Namen. Den einen nannte man Paulo, nach seiner Geburtsstadt, den anderen Brahma, nach dem dort berühmten Bier, und die kleine Tigerin erhielt den Namen Kani. Ihre Patin war eine Filmschauspielerin, die sich in dekorativer und ungefährlicher Art oft und gern mit ihrem kleinen Tiger-Patenkind fotografieren ließ.

Kani war die Tigerin, die selbst als erwachsenes Tier, was sonst fast nie vorkommt, handzähm blieb. Kanis Cha- rakter war dem ihrer Mutter genau entgegengesetzt. Ist Janny bis auf den heutigen Tag böse gegen Menschen, so blieb Kani gegen Menschen immer gut, jedoch war sie scharf auf Tiere. Nahm Matthias, ihr Herr und Lehrer, sie mit bis an die Beranda seines Wohnwagens, so riß sie, um Frauen gut begrüßen zu können, erst die Blumenkästen runter, um sich dann streicheln und liebkojen zu lassen. Doch da keinem Dompteur seine Gruppe genügt, sondern er auch noch Tiere in seiner allernächsten Nähe haben muß, schleppt Matthias einen Papagei und einen Hund in seinem Wohn- wagen mit, durch die ganze Welt. Sobald aber Kani den Papagei sah oder der kleine freundliche Hund sie begrüßen wollte, war sie im selben Augenblick eine junkeläugige Bestie. Herrchen hatte zu halten, und er mußte mit Fleisch loden, damit er sie vom Wohnwagen wegbesam.

Sonst konnte Matthias mit Kani viel unternehmen. Sie ging bei der Parade, das heißt, wenn alle Tiere, mit Aus- nahme der Raubtiere, durch die Manege geführt wurden, als Letzte (am Halsband) schon bran bei Fuß. Im Zentralkäfig war sie jedoch bloß Artist in Reserve. Sie hatte zwar Handreisen springen und das Sitzen auf einer Kugel gelernt, aber ihre Zeit war noch nicht gekommen, darum machte sie nur als Statist eine gute Figur und nahm bei der Pyramide einen Platz ein. Dennoch machte sie viel von sich reden und den Städten die nötigen Bitten bei den Redaktionen. Mit es wurde noch mehr von ihr geschrieben. Machte sie doch in dem Auto fuhr sie vor und ging dann ungeniert in die Re- daktionsräume, wo sie mit ziemlicher Routine erst den Schreibtisch abräumte und dann hinaussprang. Solche wich- tigen und gefährlichen Momente des Redaktionslebens wur- den natürlich stets mit Blitzlicht photographiert, wobei die Redakteure meistens etwas erschreckte Gesichter machten, Kani hingegen bei ziemlicher Gelassenheit die Intelligenz reprä- sentierte.

In Paris erkältete sich die Tigerin. Sie ging noch geru in die Manege, doch verschlimmerte sich ihr Befinden. Als der Zirkus auf der Reise durch Belgien kam, ließ man sie nicht mehr arbeiten. Wenn aber ihre Tigertameraden in den Zentralkäfig gingen, weinte Kani derart, daß, ob- wohl während der Vorstellung im Zirkus doch wirklich jeder Mensch gebraucht wird, einer bei der Klagen der Tigerin blieb, um sie zu trösten. Kanis Husten nahm zu. Da schidte man die Tigerin nach Stellingen in den Tierpark, da man sich von dem Unheilsmittel frische Luft alles versprach.

Kani gewöhnte sich dort nicht ein. Sie war und blieb scheu, es war ein ewiges Suchen in ihr, und sie starb trotz sorgfältigster Pflege an Lungenentzündung.

Als Matthias Geburtstag hatte, bekam er ihr Fell. Dadurch fiel ein trüber Schatten auf die ganze Geburtstags- feier. Jeder von den Zirkusleuten streichelte das Fell und sagte: „Unsere kleine Kani“. Und nun liegt das Fell im Beifahren, in Matthias Wohnwagen, und Kani fährt wieder mit durch die ganze Welt.



Burggrüne Gleichen in Thüringen



# Vor 300 Jahren wurde Magdeburg zerstört



Magdeburg nach dem Wiederaufbau. Nach einem Stich aus dem 17. Jahrhundert. — Oben: Der berühmte Physiker Otto von Guericke, Bürgermeister und Ratsbaumeister von Magdeburg, unter dessen Leitung die zerstörte Stadt wieder aufgebaut wurde. Unten: Generalfeldmarschall von Tilly, der Führer der vereinigten ligistischen und kaiserlichen Heere, die Magdeburg einnahmen. Am 10. Mai begeht Magdeburg den 300. Jahrestag der Einnahme der Stadt durch die Truppen des Feldherrn Tilly. Die Stadt hatte sich monatelang gegen die Belagerer gehalten in der Hoffnung, daß König Gustav Adolf rechtzeitig zum Entsatz eintreffen werde. Bei der Einnahme ging die Stadt in Flammen auf und wurde fast völlig zerstört.

## Der schönste Tag einer Choristin

Von Natalija Alexandrowna Tschji.

Warenka, Choristin, an einer Opernbühne, erwachte un-  
ausgeschlafen und dennoch gut gelaunt.

Sie war nicht zum Ausschlafen gekommen, weil sie die  
halbe Nacht hindurch ihren neuen Hut ausprobieren mußte,  
einen blauen, mit blauem Vogel, einem richtigen blauen  
Glücksvogel.

Die frohe Laune dankte sie dem Dichter Sineus Truwo-  
roff, seinem Versprechen, sie heute zu einer Ausfahrt abzu-  
holen.

Der Dichter war sehr interessant. Verse hatte er noch  
nicht verbrochen, indessen schon ein Pseudonym gewählt, unter  
dem er sie herausgeben will.

Warenka kleidete sich rasch an, griff wieder nach dem  
Hut und begann, ihn von neuem aufzuprobieren.

„Bezaubernd! Besonders so im Profil...“

„D, eine Frau mit solchem Hut kann sich vieles heraus-  
nehmen, woran man in einfacher Mühe gar nicht zu denken  
mag; sie darf schelmisch, lounisch, verträumt oder hochmütig  
sein, — alles steht ihr gut.“

Um den Gegensatz herauszukehren, langte Warenka nach  
der alten ausgedienten schwarzen Mühe und setzte abwech-  
selnd bald sie, bald das neue Wunderwerk auf ihr Haupt.  
Festete den Schleier an und prüfte den Unterschied der Wir-  
kung bei gleichem Gesichtsausdruck. Wie fade und kläglich  
sah sie sich in der schwarzen Mühe, wie ausgesprochen schön  
unter den Schwingen des blauen Glücksvogels.

Ein Läuten, eine bekannte Stimme bewogen sie, in das  
Vorzimmer zu eilen.

Dort stand der Dichter ohne Verze, der sie lächelnd und  
mit begeistertem Ausblick empfing.

„Wollen wir gleich fahren, der Kutscher wartet.“

Warenka wollte noch einmal in ihr Zimmer zurück, um  
einen letzten Blick in den Spiegel zu werfen. Truworoff  
ließ ihr keine Zeit dazu, half ihr in den Mantel und drängte  
zum Ausgang.

„Sie sehen heute so besonders aus“, flüsterte er, ihren  
Arm an sich pressend. „Ich weiß nicht warum, kann Sie gar  
nicht genug betrachten.“

„Ich weiß es schon“, dachte Warenka, „mein neuer Hut.“  
Sie sprach es nicht aus. Mag er doch denken, daß ich für mich  
allein hübsch bin.“

So lächelte sie nur, ihn mit einem schelmischen Seiten-  
blick streifend. Zeiter drückte er ihren Arm in den seinen.

Wie schön war es auf der Straße. Wohl noch es nach  
Schimmel und Regen. Dafür leuchtete aus ihrem Kranz  
von kleinen Wölkchen die liebe Sonne, die allen Feldern  
und Wiesen der Welt, der ganzen dummen runden Erde  
ihre Strahlen sendet.

„Wie sind Sie heute schön!“ äußerte der Dichter in freu-  
diger Erregung. „Ganz ausgetauscht!“

Sie war es in der Tat. Das Bewußtsein, prächtig ge-  
kleidet zu sein, stimmte sie mutig und heiter.

„Ach, wäre man reich, könnte man sich jeden Tag einen  
neuen Hut leisten und immer hübsch erscheinen!“

„Gefällt Ihnen mein Hut?“ Sie konnte sich diese Frage  
schließlich nicht mehr versagen.

Er blickte sie zerstreut an.

„Sehr.“

„Sie lieben diese blaue Farbe?“

„Die blaue? Ja, aber er ist doch dunkel, beinahe  
schwarz.“

Warenka schmunzelte.

„Wie sich die Männer schlecht auf Farben verstehen!  
Sogar die Dichter! Ach ja, die Dichter.“

Auf der Treppe zu ihrer Wohnung verabschiedete sich  
Warenka. Truworoff mußte eilen. Aber nach einigen Stuf-  
en Abstieg kehrte er plötzlich wieder um, ging auf Warenka  
zu und küßte sie auf den Mund.

Dann hing sie am Geländer und schaute ihrem Verehrer  
nach, verliebt, mit hellen Augen, glückstrahlend, wie man nur  
schauen kann, wenn man einen Hut mit einem Glücksvogel  
auf der Krempe trägt.

Ein Liedchen trällernd, trat Warenka in ihr Zimmer.

„Ach, wäre man reich und könnte jeden Tag...“

Ihr Schritt stockte, sie riß den Mund auf, erstaunt, fast  
erschrocken — auf dem Tische lag ihr Hut, neben dem Karton,  
der neue blaue Hut mit dem blauen Band und dem Glücksvogel.

Sie stürzte zum Spiegel.

Langsam, viel zu langsam ließ der große, leere Passagier-  
dampfer, weit über das Wasser ragend, elbawärts dem  
Hamburger Hafen zu.

Schon als die roten Leiber der ersten Feuerschiffe auf  
den Wellen des graudunstigen Meeres erschienen waren,  
hatte Johann seinen Spind durchwühlt. Zwar kam um 12  
Uhr die nächste Wache, die ihn wieder hinunter nach den  
Kesseln und Feuern rief, aber man konnte doch immerhin  
schon mal Inventur machen. Viel kam dabei allerdings  
nicht heraus. Ein alter blauer Rod aus besseren Zeiten  
und eine billige gestreifte Hose. Aber wenn das Zeug sauber  
gebürstet war und er sein neues Hemd aus Neuport dazu  
anzog, konnte er wohl in den Gassen von St. Pauli als  
schmücker Mann gelten. So dachte sicher der Heizer Johann  
Riebel, während er sich vergeblich bemühte, mit Speichel  
einen Knick in die ausgebeulte Hose zu bringen.

„Na, jetzt wird sich deine Kleene wohl schon Plattfüße  
stehen“, ulkte ihn der Hilfsmatrose Frik an, der außer ihm  
noch in der Mannschaftskabine herumlungerte. „Wir haben  
füchtig Verspätung, und nach der ersten Ausfahrt wird sie sich  
wohl mächtig nach ihrem Ossen sehnen. Na, viel Spaß heute  
Nach!“ Am liebsten hätte ihm Johann eine herunter-  
gehauen, aber er war ja der Jüngste hier, und außerdem  
stand der andere eine Rangstufe höher. Also frag er seinen  
Zora in sich hinein und blickte Frik nur wütend an. „Au,  
beruhige dich man“, antwortete der, „ich weiß ja, es ist schwer  
für einen Seemann.“ Damit trollte er sich in die Mann-  
schaftsbar, Johann mit seinen Gedanken allein lassend. Und

## Im welchen Monat bist du geboren?

Nach einem alten Kalender.

Wer im Januar geboren, der zählt selten zu den Toren.

Kommt ein Kind im Februar, wirds ein Schelm, das ist  
doch klar.

Meistenteils sind Märzentkinder unglückselige Schmerzens-  
kinder.

doch wer eintritt im April, der weiß selten, was er will.

Kommt ein Kind im Monat Mai, neigt's zu süßer Tändelei.

Trifft ein Kind im Juni ein, wird sein Herz voll Sonne  
sein.

Zulinkinder sollen selten etwas leisten, etwas gelten.

Und wer im August sich zeigt, insgeheim zur Schwermut  
neigt.

Der September will bezagen: Schmerz und Freude wirst du  
tragen.

Aber die Oktobertkinder sind die starken Ueberwinder.

Der November läßt erraten: Reich an Poesie und Taten.

Während der Dezember spricht: Vieles glückt dir, manches  
nicht.

Immerhin, das glaube mir, liegt gar vieles nur an dir,  
wie dein Glückstern sich entfaltet und ein Dasein sich  
gestaltet.

Auch das schönste Prophezeien kann dir noch kein Glück  
verleihen,  
wenn dir fehlt die rechte Kraft edler Lebensmeisterhaft.  
H. P.



Wahrhaftig! Auf ihrem Haupte saß die alte schwarze  
Mühe. Als sie bald den alten, bald den neuen Hut aufsetzte,  
um sie miteinander zu vergleichen, und nun der Dichter kam,  
hatte sie in der Aufregung ganz vergessen, daß sie gerade mit  
der alten Mühe bekleidet war; in ihr machte sie den Aus-  
flug mit.

„Also, ich selbst habe ihm gefallen, nicht der Hut. Wie  
selbst! Warum denn bin ich ihm heute so hübsch er-  
schienen?“

Warenka setzte sich auf ihr Bett und dachte nach. Trä-  
nen der Rührung drangen in ihre Augen. Die Liebe zu  
ihrem Dichter wuchs.

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen.)

## Um ein paar Scheite Holz...

in Johanns Gehirn wiederholten sich die Vorgänge, die ihn  
als Heizer auf dieses Schiff gebracht hatten:

Vor zwei Jahren hatte er drei Monate nach seiner Hoch-  
zeit mit Else seine Stelle als Heizungsmonteur verloren. Als  
er schon über ein Jahr arbeitslos war und Else ein Kind  
bekommen hatte, lehrte die Not ein, schlimmer als er sich  
jemals hatte vorstellen können. Dann hatte er alles Mög-  
liche versucht: als Straßenhändler, als Hilfsarbeiter, und  
schließlich hatte er sich als Trimmer gemeldet, ohne jedoch zu-  
nächst angenommen zu werden. Und nun, ja, glücklicher-  
weise, konnte er fahren. Man hatte ihn schließlich wegen  
seiner Vorkenntnisse angeheuert. Das war vor vier Wochen  
gewesen, und heute sollte er endlich seine Else wiedersehen.  
Er erinnerte sich noch der großen Kälte, bevor er abgefahren  
war, und wie er heimlich von einem Bauplatz Holz geholt  
hatte, um für das Kind eine Suppe kochen zu können. Es  
hatte ihn doch hoffentlich niemand dabei gesehen?

Aber das alles war ja jetzt vorbei. Er bekam seine  
Lohnung und wollte sie nicht vertrinken wie die anderen,  
sondern alles Else geben, und er freute sich auf ihr lachendes  
Gesicht, das ihn sicher am Kai erwartete.

Er war ganz in Gedanken versunken, als die Glocke ihn  
wadrief. Die letzten vier Stunden im Dreck und Schmutz  
waren für ihn schnell vorübergegangen, und nun stand er an  
der Keeling und sah alle die bekannten vorbeigleiten. Die  
Passagiere waren schon in Curhaven ausgeladen worden,  
und das leere Schiff steuerte deshalb bei kommender Ebbe  
dem Hafen zu, den sie alle ersehnten, vom Kapitän bis zum  
kleinsten Schiffsjungen. Aber vorsichtig mußte der Riebel-  
leib des Dampfers durchmandriert werden, daß er nicht  
irgend eine Sandbank anrannte. Den ungeduldig Wartenden  
schien es eine Ewigkeit, bis endlich der Anlegepier, die  
weiten Holzhallen und die Scharen der davor stehenden An-  
gehörigen sichtbar wurden. Leise und ruhig legt sich die  
schleierne Wand des Schiffsriesen an die Holzplanen. Draht-  
seile stiegen durch die Luft; die Ankerkette rasselt; die Hei-  
mat ist wieder erreicht.

Selbst im trübten Lichte der wenigen Laternen haben  
sich schon suchende Augen gefunden. Fröhliche Worte fliegen  
herüber und hinüber. Auch Johann hat seine Frau bereits  
erblickt. Sie steht ganz hinten mit einem großen Paket.  
Sicher hat sie von ihren paar Pfennigen wieder so viel er-  
spart, um ihm eine Freude machen zu können. Doch sie hat  
ihn noch nicht erkannt. Gerade will er ihr zurufen, als ihn  
Frik, der Hilfsmatrose, am Armel packt: „Mensch, was hast  
du gemacht; die Polizei fragt nach dir.“ Jetzt hört er, wie  
der dritte Offizier seinen Namen über das Deck ruft. Vor  
dem Kapitän wird er einem Polizisten übergeben: „Es tut  
mir leid, Riebel. Aber Sie werden des Diebstahls be-  
schuldigt.“

Ruhig läßt sich Johann abführen. Er bittet nur, ihn  
erst vom Schiffe zu bringen, wenn die anderen alle an Land  
sind. Durch einen Freund läßt er Else ausrichten, er müsse  
Rechtshilfe machen. Dann jedoch kommt es ihm zum Bewußtsein,  
daß er nun für immer gestempelt ist und auch seine  
Stelle wieder verlieren wird — und er sinkt lautlos in die  
Arme seiner um ihn stehenden Kameraden.

Um ein paar Scheite Holz ist ein Menschenglück zerstört,  
eine Familie zerrissen. Nie werden sich Johann und Else  
wiedersehen, denn der Heizer Riebel ist einem Herzschlag er-  
legen...  
Karl Moeller.

# Der Mann am Steuer

Von Richard Huelsenbed.

In der Nähe von Santiago da Cuba lief der Sechshunderttonner „Patria“ auf die „Glasgow“, und es war heller Tag und die See war ruhig und man sah am Horizont die braunen Segel der Fischerboote, die ohne Last und wohlbeladen mit Fischen zum Hafen zurückkehrten. Die See hatte Katzenpfötchen und die Brise, die von Süden kam und der Insel und ihren Zuckerplantagen zustrich, hatte eine feuchte Wärme mitgebracht, die sich an den Kajütenfenstern niederschlug. Auf dem Hinterdeck hatten die Wäcker die Treppenanzüge der Offiziere gewaschen, und der zweite Offizier, ein Mann mit einem Spitzbärtchen, hatte mit dem Hund gespielt, indem er ihn auf das Schwein hegte, das manchmal Jim und John gerufen wurde; obwohl es nichts als ein einfaches, schmutziges Schwein war, das der Hinrichtung harter und für das schon das Messer in der Rippebude gewetzt war.

Es war ein schöner Tag gewesen; ein Tag, an dem man sich in den Tropen wohlfühlte; man hatte gesehen, wie die Spitzen der großen Königspalmen von dem Wind über den Spiegelglatten Strand der kleinen Inseln gebogen wurden. Man hatte wohligh und zufrieden die salzige Frische des Wassers geatmet, das in schäumenden Kielwellen hinter der „Patria“ herzog. Hin und wieder schuerten Tangstreifen den Schiffswänden entlang; man sah den Schwanz eines Delphins und erinnerte sich der vielen dreieckigen Haijischschnauzen, die einem auf der Fahrt begegnen waren.

An diesem Tag hatte die „Patria“ die „Glasgow“ gerammt. Kein Mensch konnte verstehen, wie das geschah. Es war kein Sturm gewesen und es hatte keine Seenot bestanden und das Wasser war glatt gewesen und der zweite Offizier hatte wie gefagt mit dem Hund und mit den Schweinen gespielt. Die Trimmer hatten sich auf dem Hinterdeck gelümmelt und um einen Eimer hatten sie gestanden und sich gewaschen. Und einer hatte auf einer Okarina gespielt, ein Pole mit Namen Midlewis oder so ähnlich. Und die Leute hatten alle zugehört; auch der zweite Offizier, der mit den Tieren gespielt hatte. Niemand hatte geahnt, daß die „Glasgow“, ein kleiner Dampfer, der kaum 3000 Tonnen Laderaum hatte, schon so nahe war. Dieser oder jener der Mannschafft; soweit er um das Laufrad spaziert war, um ein wenig Wind in die Tackelsegel zu bekommen, hatte die „Glasgow“ bemerkt. Aber was bedeutet es schon, wenn einem so ein kleiner Tramp entgegenkommt, der mit acht Meilen Höchstgeschwindigkeit die Weltmeere furcht und von dem man weiß, daß das Essen nach Teerseife schmeckt, und daß im Kaffee Zementstücke sind. Das sind eben Seeleute wie wir auch. Sie machen ihre acht Stunden Arbeit herunter und sie spielen Karten wie wir und wenn sie ihre Nase in die Karibische See tauchen, sehen sie nach dem Barometer, weil um diese Jahreszeit hin und wieder ein Taifun von der Guananaede losbricht, so daß einem Hören und Sehen vergehen kann, wenn man nicht aufpaßt.

Der Mann am Steuer hieß Paul Grüber und kein Mensch hatte ihm irgend etwas Besonderes angesehen. Er fuhr seit zehn Jahren als Bootsmann auf Frachtschiffen, und er steuerte gut wie die anderen, und er kannte die Meere und die blumigen Mädchen, die in den exotischen Häfen auf die Sehnsucht der Seeleute warten. Da er alle diese Dinge, die Freuden und Leiden unseres Lebens ebenso genas; das heißt, ein Gesicht, dem das Seewasser die Hoffnung, die Neugierde, aber auch die Schmerzempfindung ausgewaschen hatte; da er so ein Kerl war und da wir mit ihm hundertmal auf der Besenning der vierten Luke gelegen hatte; und uns gleichgültiges Zeug erzählt hatten, war er uns nicht mehr weiter aufgefallen. Ich entsinne mich nur eines einzigen Borfalles; als Grüber einen besonderen Eindruck auf mich gemacht hatte. Wir standen in Reihen auf dem Deck und warteten auf den Hafenarzt — es war in irgendeinem dieser zahllosen Häfen, deren nähere Beschreibung sich nicht lohnt — und wir sprachen mit gedämpfter Stimme und spudeten ein wenig, mit dem Kehllaut, der besagt: „Ach der Teufel, was lohnt es sich schon, zur See zu fahren.“ Dann war der Arzt gekommen, ein krummbeiniger Tropenmensch, dem der Wisch und die Malaria das Gesicht verzogen hatten, so daß er ausah wie eine Ratte, und er hatte versucht, sein Hörrohr oder wie der Sextant heißt, dessen sich diese Männer bedienen, auf unsere nackten Brustkörbe zu setzen. Als er aber zu Grüber gekommen war, hatte Grüber erklärt, er lasse sich nicht untersuchen. Er schrie den Arzt an und meinte, er solle mit seinem Hörrohr sich das Schwein vornehmen oder den Hund oder wenn es ihm Spaß mache auch ein Stück Holz oder einen Ventilator. Ja, einen Ventilator, ich erinnere mich. So hatte Grüber gesagt, und er hatte dem Arzt geraten, dem Ventilator auf den Bauch zu klopfen und ihm Aspirin-tabletten in den Hals zu werfen, so viel er wolle. Am Ende mußte der erste Offizier kommen und dem

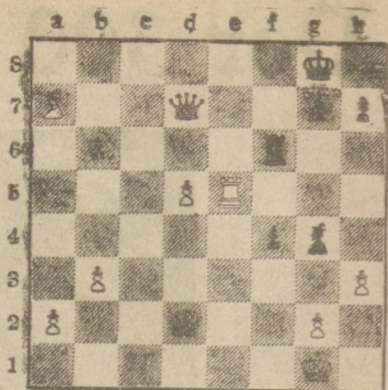
Grüber den Standpunkt klar machen — denn Hafenärzte müssen ja sein — und dann ließ sich Grüber untersuchen, aber er ballte die Fäuste, und er sah den Hörrohrmann an wie einen Wilden, den man mit dem Brotmesser abfangen muß.

Der Kapitän war einen Augenblick von der Brücke gegangen, als das Unglück geschah. Er wollte sich umziehen oder schnell einmal einen Kimmel trinken oder sich eine Patience legen. Und so kam es, daß Grüber allein am Steuerrad gefanden hatte und niemand weit und breit auf der Brücke zu sehen gewesen war. Es gibt doch Augenblicke, wo man sieht und doch nicht sieht, weil man von Gedanken so eingewickelt wird, daß man eine Binde über den Augen hat. Und so ein Augenblick muß es gewesen sein, als Grüber die „Glasgow“ bemerkte oder sie vielmehr nicht bemerkte. Die „Glasgow“ ist ein sehr niedrig gebautes Schiff, während die „Patria“ damals sehr hoch über dem Wasser lag; und es war natürlich nicht so ganz leicht, vom Steuerdeck aus die Entfernung abzuschätzen. Aber unter gewöhnlichen Umständen hätte Grüber sehen müssen, woran er war. Nun, er hat nicht gesehen, woran er war. Und das war die Ursache des Unglücks; wir haben der „Glasgow“ den Bauch aufgerissen; es kamen allerlei Risten und Unrat aus dem Bauch heraus und vielleicht ist es gar nicht schade um diesen alten Trampdampfer gewesen; aber die Richter haben behauptet, der Kapitän und Paul Grüber seien die Schuldigen und man müsse sie für das Unglück verantwortlich machen. Dem Kapitän hat man das Patent entzogen, weil er sich zurzeit des Unglücks nicht auf der Brücke, sondern in seiner Kammer befand und dort irgend etwas tat, was mit seinem Dienst nichts zu tun hatte. Die Verhandlungen um Grüber schweben noch; aber sie werden ihn sicherlich verurteilen, da er es doch gewesen ist, der das Schiff lenkte, als wir den „Glasgow“ den Bauch aufrißen.

Nun ist etwas Merkwürdiges zu berichten. Kurz bevor wir nach Hamburg zurückgekehrt waren und Grüber und der Kapitän erwarten mußten, daß man gegen sie verhandeln würde, hatte mir Grüber ein Stück Papier in die Hand gedrückt. Ich habe das Papier lange in der Hosentasche mit mir herumgetragen, weil ich mir aus Papiersegen nichts mache und da — ich muß das eingestehen — mir das Schicksal des Mannes nicht besonders wichtig erschien, weil uns Seelenten viele Dinge nicht wichtig erscheinen, die auf Land riesengroß sind und weil dann, wenn man viele Stürme und Unglücksfälle hinter sich hat, Wichtigkeit und das Schicksal der Menschen überhaupt an Wert verlieren.

Ich freute mich sehr, als ich meine Frau wieder sah, die 14 Monate auf mich gewartet hatte; und wir hatten auch ein wenig Geld, um unsere Freude klar zu machen und oft sind wir wie zwei diese wohlhabende Kaufleute nach Blankenese hinausgefahren und haben auf der Terrasse eines Cafées gesessen und haben seine Dinge gegessen. Nach einigen Tagen sagt meine Frau: „Du hast da ein Stück Papier in der Hosentasche gehabt. Es steht etwas darauf geschrieben. Ich werde es wegwerfen.“ Ich nahm das Stück Papier und las diese Worte: „Herta ist am 15. gestorben.“ Diese Worte schienen zuerst gar keinen Zusammenhang mit dem zu haben, was wir in der Karibischen See erlebt hatten, das Bauchaufreißen der „Glasgow“ und der Dinge, derentwegen der Kapitän und Paul Grüber jetzt vor Gericht stehen. Nun, Weiber haben eine besondere Schlauheit; und meine Frau meinte sofort, es könne sich dabei nur um jemand handeln, die oder der — aber es war doch ein Weib, also die — dem Paul Grüber besonders nahe gestanden habe. Wir haben uns ein wenig erkundigt; und meine Frau hat ausgespielt, daß am 15. März vor zwei Jahren im Krankenhaus St. Georg eine Frau gestorben ist, die Herta Völker hieß und die, wie man sagt, an einem Kind gestorben ist, daß man ihr nicht rechtzeitig weggenommen ... ich meine, verstehen Sie mich recht. Diese Herta Völker war die Frau des Matrosen Paul Grüber; und wir wußten davon nichts; und am 15. März vor zwei Jahren starb sie im Hospital St. Georg an einer unglücklichen Geburt; oder was da war, ich weiß es nicht. Jedenfalls hat es sich um ein Kind gehandelt; und am 15. März ein Jahr später, stand Paul Grüber am Steuer, als wir die „Glasgow“ ramnten, einem schädigen Trampdampfer, der eigentlich das ganze Gerede nicht wert ist.

So wie ich diesen Paul Grüber kenne, wird er vor den Richtern nie von Herta Völker sprechen, die ja in Wirklichkeit Herta Grüber hieß und deren Mädchennamen wir nur durch einen Zufall erfahren haben. Sie starb im Kindbett oder vielleicht war es auch ein böses Fieber, das durch eine Geburt verursacht war. Aber die Richter, wie ich sie kenne, werden Paul Grüber die ganze Schuld geben und einen weiteren Grund als die Schuld des Kapitans und des Matrosen Paul Grüber werden sie wahrscheinlich niemals feststellen.



Das gestattet dem Gegner ein hübsches entscheidendes Opfer. Dr. Tartakower gibt stattdessen d6 als besten Zug an. Nach D×a7 könnte Te8+Tf8 T×f8+ R×f8 Df4+ vorteilhaft gesehen, und nach T×d6 (statt d×a7) gleicht D×f4 aus.

- 27. ... Lg4×h3
- 28. g2×h3 Dd7×h3
- 29. Dd2—g2

Das verliert schnell. Aber nach Tg5 würde Th6 zum entscheidenden Angriff führen.

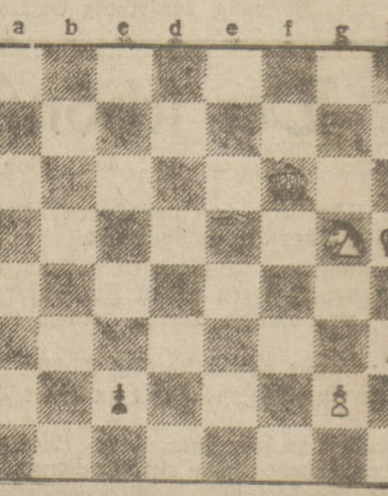
- 29. ... Tf6—g6
- 30. Dg2×g6

Nach Tg5 gewinnt De3+ Kf1 f3 usw.

- 30. ... h7×g6
- 31. La7×b6 Dh3—g3+
- 32. Kg1—f1 Dg3—c3
- 33. Te5—e2 Dc3—d3
- 34. Kf1—f2 Dd3×b5
- 35. h3—h4 g6—g6
- 36. a2—a4 g5—g4
- 37. a4—a5 g4—g3+
- 38. Kf2—e1 f4—f3
- 39. Te2—d2 Dd5—e4+

Weiß gab auf.

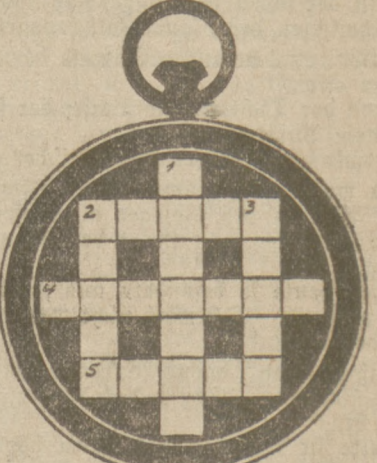
## Aufgabe Nr. 58 — Schapiro.



Weiß zieht und gewinnt.

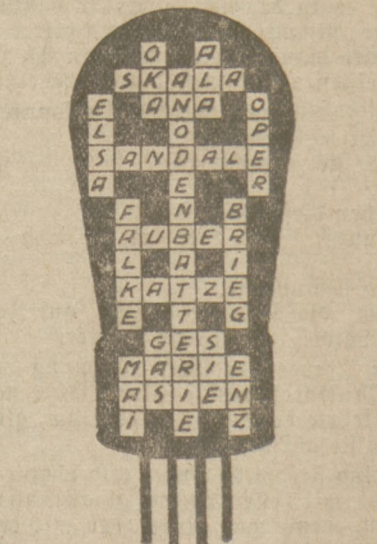


## Kreuzworträtsel



Waagrecht: 2. Beleuchtungsmittel, 4. Singvogel, 5. Vermittler. Senkrecht: 1. deutsche Stadt, 2. japanische Falbirtel, 3. deutscher Reichspräsident.

## Auflösung des Kreuzworträtsels



## SCHACH-ECKE

### Lösung der Aufgabe Nr. 57.

Fehr. v. Holzhausen. Weiß zieht und gewinnt. Weiß: Kg1, La6, Se5 (3). Schwarz: Ab8, Lh1, Bc7, f5, g2 (5). 1. Se5—c6+ Ab8—a8 2. La6—c8 f5—f4 3. Lc8—ab f4—f3 4. Kg1—f2 g2—g1 5. Kf2×g1 Lh1—g2 6. Kg1—h2. Schwarz muß ziehen und verliert dadurch den Läufer, wonach Weiß mit Läufer und Springer Matt erzwingen kann.

### Partie Nr. 58. — Caro-Kann.

Die folgende Partie wurde beim Wettkampf auf dem Semmering gespielt.

Weiß: Dr. Tartakower. Schwarz: Sultan Khan.

- 1. e2—e4 c7—c6
  - 2. d2—d4 d7—d5
  - 3. f2—f3
- Dieser Zug wurde in der letzten Zeit von Dr. Tartakower mehrfach angewendet. Der Zug ist vorzüglich und die von dem Fuder gewählte ruhige Behandlung anscheinend geeignet, Schwarz in Vorteil zu bringen.
- 3. ... e7—e6
  - 4. Lc1—e3 Sg8—f6
  - 5. Sf1—d3
- Besser ist wahrscheinlich Sd2.
- 5. ... c6—c5
  - 6. c2—c3 c5×c4

- 7. c5×d4 d5×e4
  - 8. f3×e4 Sf6×e4!
- Nach L×e4 würde Dh4+ nebst D×e4 geschehen.
- 9. Sg1—f3 Lf8—h4+
  - 10. Sb1—d2 Se4×d2
  - 11. Sf3×d2 Lb4×d2+
  - 12. Dd1×b2 Sg8—c6
  - 13. 0—0 0—0

Nach S×d4 Df2 Sf5 L×f5 e×f würde Weiß durch die Behinderung der Rochade mittels Lc5 überwältigenden Vorteil erlangen.

- 14. Tf1—f3 f7—f5
- 15. Lb3—c4 Lc8—d7
- 16. Ta1—f1 Sc6—a5
- 17. Lc4—e2 La8—c8

Mit Lc6 nebst Lb5 konnte Schwarz seinen Mehrbauern sichern. Nach dem Textzug kann Weiß seine Lage verbessern.

- 18. d4—d5 Ca5—c4
  - 19. Le2×c4 Lc8×c4
  - 20. b2—b3 Lc4—g4
  - 21. Tf1—d1 e6—e5!
- Schwarz gibt den Bauern zurück und spielt auf Königsangriff.
- 22. Le3×a7 Lf8—f6
  - 23. Tf3—g3 f5—f4
  - 24. Tg3×g4 Ld7×g4
  - 25. Ld1—e1 b7—b6
  - 26. Te1×e5 Dd8—d7
  - 27. h2—h3







# Wieviel Republiken gibt es?

Als im Jahre 1910 der Feuerschein der Revolution über der Iberischen Halbinsel aufleuchtete und König Manuel von Portugal Thron und Land verlassen mußte, konnte man in den Zeitungen eine Statistik lesen, aus der hervorging, wie viele Republiken es damals in der Welt gab. Vor zwei Jahrzehnten noch zählte man in Europa im ganzen fünf Republiken, außer Portugal, das gerade den Wechsel der Staatsform vollzogen hatte, noch Frankreich, die Schweiz, Andorra und San Marino, die älteste Republik, da sie seit den ersten Zeiten der christlichen Ära besteht. In Afrika gab es nur einen einzigen Staat als Republik, Liberia, dessen Bevölkerung sich ausschließlich aus Negern zusammensetzt. Weder Asien, noch Australien kannten die republikanische Staatsform. Alles in allem gab es damals auf der Erde 23 Republiken, das bedeutete, daß nur ein verhältnismäßig geringer Teil der 1500 Millionen Menschen unter republikanischem Regime lebte.

Zwei Jahrzehnte sind in der Geschichte keine lange Zeit. Sie haben genügt, das Verhältnis zwischen Republiken und Monarchien grundlegend zu ändern. Die Umwälzung in Spanien gibt daher Veranlassung, noch einmal jene Frage aufzuwerfen, die man schon im Jahre 1910 als aktuell empfand. Da ergibt sich nun, daß die Republiken in Europa heute in der Mehrheit sind. Man zählt ihrer 19, nämlich außer dem Deutschen Reich und Danzig, das staatsrechtlich und bevölkerungsstatistisch nun einmal besonders aufgeführt werden muß, die Länder: Albanien, Andorra, Estland, Finnland, Frankreich, Griechenland, Lettland, Litauen, Österreich, Polen, Portugal, San Marino, die Schweiz, Spanien, Tschechoslowakei, die europäische Türkei und schließlich den europäischen Teil der Sowjetunion. Auf der anderen Seite stehen die Monarchien: Belgien, Bulgarien, Dänemark, Großbritannien und Nordirland, Island, Italien, Jugoslawien, Liechtenstein, Luxemburg, Monaco, die Niederlande, Norwegen, Rumänien, Schweden und Ungarn, das staatsrechtlich, wenn zur Zeit auch nicht tatsächlich, als Monarchie zu betrachten ist. Die Zahl der Monarchien beträgt also im ganzen nur fünfzehn. Das Verhältnis 19:15 wird aber erst ins rechte Licht gerückt, wenn man die Bevölkerungszahlen auf beiden Seiten miteinander vergleicht. In den Republiken leben insgesamt 315 999 358, in den Monarchien dagegen nur 155 807 883 Europäer. Dabei ist der Freistaat Irland mit seinen rund 3 Millionen Einwohnern auf die Seite der Monarchien gerechnet, da er dem Verband des Britischen Weltreiches angehört, an dessen Spitze der König von England steht. Eine Kategorie für sich bildet der Vatikanische Staat, der mit seinen 518 Einwohnern in dieser rein quantitativen Betrachtung allerdings außer Betracht bleiben kann. In der hier wiedergegebenen Berechnung sind die neuesten Volkszählungen berücksichtigt.

Wie sieht es nun in anderen Erdteilen? Einfach ist diese Frage für Amerika zu lösen. Auf amerikanischem Boden gibt es keine Monarchien, dafür in Nordamerika die große Republik der Vereinigten Staaten, in Mittelamerika die Republiken Costa Rica, Cuba, Guatemala, Haiti, Honduras, Mexiko, Nicaragua, Panama, Salvador, den Dominikanischen Freistaat, in Südamerika Argentinien, Bolivien, Brasilien, Chile, Kolumbien, Ecuador, Paraguay, Peru, Uruguay und Venezuela. Insgesamt leben auf dem amerikanischen Kontinent 216 Millionen Menschen. Aber wenn auch auf dem Boden der neuen Welt kein monarchistisches regierter Staat besteht, so verfügen doch drei europäische Monarchien über mehr oder minder große Besitzungen mit entsprechender Bevölkerung. Unmittelbar unter der englischen Krone stehen die 2360 627 Bewohner der Bermuda- und der Falklandinseln, von Britisch-Guayana, Britisch-Honduras, Neufundland und Labrador und Britisch-Westindien. Das britische Dominion Kanada zählt 8 788 483 Einwohner. Unter der Krone Dänemarks leben 14 355 Grönländer, und die Königin der Niederlande zählt auf ihren Besitzungen Curacao und Surinam 183 785 Unterthanen.

Australien und Polynesien werden von 8 Millionen Menschen bewohnt. Unabhängige Monarchien gibt es dort nicht, aber monarchisch regierte Bewohner. Zu ihnen zählen die 56 293 Bewohner der japanischen Mandatsgebiete im Pazifik, der Karolinen, Marianen, Marshallinseln, ferner die Eingeborenen auf den britischen Besitzungen, wie Fidji-Inseln, Freundschafts-Inseln, Norfolk-Inseln, Gilbert-Inseln, auf Britisch-Neuguinea, insgesamt etwa 637 000 Menschen. Der australische Staatenbund mit seinen 5 435 734 Einwohnern, Neuseeland mit seinen 1 358 346 Einwohnern und die verschiedenen früheren deutschen Besitzungen, die sich zur Zeit in britischer Mandatsverwaltung befinden, mit ihren rund 500 000 Menschen, erkennen die Oberhoheit des Königs von England an. Unter republikanischer Regierung dagegen stehen die 147 738 Einwohner der französischen und

die 287 950 Einwohner der amerikanischen Besitzungen in Polynesien.

Auch in Asien hat sich das Bild gegenüber dem Jahre 1910, als es dort noch keine einzige Republik gab, gewaltig geändert. Monarchisch regiert werden noch Afghanistan mit seinen 8 Millionen Einwohnern, die unabhängigen Staaten Arabiens (Hedschas, Jemen, Oman, Nebid und Kuwait) mit schätzungsweise 10 Millionen, Japan mit 84 512 479 Menschen, Persien mit 9 Millionen, Siam mit 11 506 207 Menschen, Nepal mit 5,6 Millionen und Bhutan mit 300 000 Einwohnern. Auf der Seite der Monarchien erscheinen ferner Indien (318 942 480 Bewohner), die verschiedenen britischen Besitzungen Ceylon, Cypern, Hongkong, die malaiischen Schutzstaaten, Nordborneo, Weihaiwei, die Straits Settlements sowie die englischen Mandatsgebiete Palästina, Transjordanien und Irak. Das sind insgesamt 13 122 955 Menschen. Untertanen des Königs von Italien sind 119 800 Afrikaner, der Königin der Niederlande ungefähr 50 Millionen Afrikaner. Unter republikanischem Regime leben 433 Millionen Chinesen, 32 580 054 Bürger der Sowjetunion, 12 615 969 Türken, 23 018 854 Bewohner der französischen Besitzungen und Mandatsgebiete, 1 040 671 Bewohner der portugiesischen Besitzungen und 10 314 310 Filipinos. Das Verhältnis steht also auch in Asien zugunsten der Republik.

Auf afrikanischem Boden gibt es zwei Monarchien: Ägypten mit 14 177 864 und Abessinien mit 10 Millionen Einwohnern. Die Republik Liberia wird von 2 Millionen Menschen bewohnt. Die übrigen 111 822 136 Bewohner des Erdteils leben unter Fremdherrschaft, 44 395 133 Afrikaner leben in den Besitzungen der französischen, portugiesischen und spanischen Republiken, die übrigen 67 427 003 unter der Herrschaft der Kronen von Großbritannien, Italien und Belgien.



**Zum deutschen Muttertag am 10. Mai**  
Mutterfreude — Mutter Sorge.  
Gedenke deiner Mutter am Muttertage!

## Die angebohrte Hölle

Die als Desinfektionsmittel und zur Herstellung von Borax in der Tonwaren- und Hüttenindustrie, sowie in den chemischen Gewerben vielfach verwendete Borssäure kommt hauptsächlich in Dampfen vor, die dem Boden entströmen. Diese Dämpfe, Soffioni genannt, finden sich in Kalifornien und in Toscana. Sie treten von selbst aus dem Boden hervor oder man bahnt ihnen künstlich einen Weg durch Bohrungen. Wie man aber beim Fragen mehr Antwort bekommen kann als einem Lieb ist, so kann auch beim Bohren mehr zutage kommen als man händigen und verwerten kann. In Larderello in der Provinz Livorno hat man in zweimonatiger Arbeit die Sonde durch hartes Serpentinestein bis zu 360 Meter Tiefe getrieben und hat damit einem Soffione den Weg gebahnt, bei dem einem buchstäblich Hören und Sehen vergeht, vor allem aber das Hören.

Hubert Franz Höfer, der Apotheker des Großherzogs von Toscana, entdeckte im Jahre 1777 in den Soffionen die schon 1702 von Homberg aus Borax abgetriebene Borssäure, die ihr erster Entdecker „Sedativsalz“ genannt hatte. Es wurde im Jahre 1815 die erste Fabrik zur Gewinnung von Borssäure angelegt, aber rentabel wurde der Betrieb erst, seit Larderello im Jahre 1828 auf den Gedanken kam, die Wärme der Soffionen zum Abdampfen und Trocknen zu verwenden. Zehn Jahre später lehrten Gaggeri und Montori, daß man sich nicht mit den von selbst hervorbrechenden Dämpfen begnügen, sondern systematische Bohrungen vornehmen sollte. Seit 1913 gewinnt man aus den Soffionen auch elektrische Kraft, zunächst ergab der von dem Senator Ginori Conti gemachte Versuch 250 Kilowatt, heute werden insgesamt 7000 Kilowatt gewonnen. Mit dem jetzt angebohrten Höllenschlund hofft man, diese Produktion mit einem Schlag zu verdoppeln.

Zwischen Volterra und Massa Marittima in Toscana zieht sich ein etwa 20 Kilometer langer Landstrich hin, in dem an vielen Punkten aus Spalten und Klüften des Bodens heiße Dämpfe aufsteigen oder heiße Schlammmassen emporgeschleudert werden. Diese Soffioni verändern ihren Ort und verwüsten so die Vegetation. Sie bestehen aus Wasserdampf, viel Kohlenstoff- und Stickstoff, geringen Mengen Sauerstoff und Schwefelwasserstoff, und geben bei Verwitterung eine Flüssigkeit, die 0,1 Proz. Borssäure, daneben Schwefelverbindungen, Ammoniak und Kohlenäure enthält. In Larderello ist nun am 2. April eine Sonde auf eine in undurchdringbare Steinlager eingeschlossene Dampfansammlung gestoßen, die mit wahrhaft höllischer Gewalt den ihr gebotenen Weg nach oben gesucht hat. Das Brüllen und Tosen wurde im Umkreis von 50 Kilometer deutlich vernommen. Der außerordentlich schwere, über 20 Meter hohe Bohrturm hat dem Ausbruch standgehalten, aber über ihn ist die Dampfäule

über 250 Meter hochgestiegen. Während sonst der Paroxysmus beim Anbohren eines neuen „Lagers“ nur wenige Stunden zu dauern pflegt, brüllt und spuckt es diesmal mit unverminderter Kraft seit zwei Tagen aus dem Bohrloch. Der Dampf hat einen Druck von 8 Atmosphären, eine Temperatur von 165 Grad Celsius und die austretende Menge beträgt 200 000 Kilogramm pro Stunde. Noch nie hat eine Erdbohrung im Gebiete der Soffioni ein ähnliches Resultat ergeben. Die Bevölkerung befindet sich in einer schrecklichen Lage. Der Lärm — ein wahrer Höllenlärm — machte jede Verständigung durch Laute unmöglich. Die Schulen und Wemter mußten geschlossen werden... In den Läden reicht der Verkäufer dem Kunden Papier und Bleistift, auf dem Werte verständigen sich Arbeiter und Ingenieure nur schriftlich. Obwohl mit dichtverbundenen Ohren gearbeitet wird, müssen die Arbeiter sehr oft abgelöst werden, weil das Getöse wahnwitzig macht. Ein Journalist sagt, daß der Lärm nur mit dem Trommelschlag der Artillerie in Gebirgstälern zu vergleichen ist, wo die Felswände den Ton hundertfach zurückwerfen. Man vernimmt die Klänge der Gloden nicht, selbst wenn man unter dem Kirchturm steht. Schließlich interessiert einen nur noch die einzige Frage: wann komme ich heraus aus diesem entsetzlichen donnernden Tosen. Hört dies Herdortausen aus den Eingeweiden der Erde nicht bald auf, so wird man die Orkchofen Larderello und Pamarance räumen müssen, da es den Menschen fast unmöglich ist, zu schlafen.

Und wie wird sich unsere alte Erde dazu verhalten, wenn man aus ihrem Innern auf längere Zeit 2½ Millionen Kilogramm Dampf am Tage entweichen läßt?

## Hermann Kutter gestorben

In St. Gallen in der Schweiz ist kürzlich der frühere Pfarrer Hermann Kutter gestorben, dessen Schrift „Sie müssen“ vor etwa 30 Jahren ungeheures Aufsehen erregte. Das Buch, das in leidenschaftlich aufrüttelnder Sprache die ethischen Zusammenhänge zwischen Christentum und Sozialismus darlegte, fand überall das stärkste Echo und wurde in alle Sprachen überetzt. Im Kampf gegen eine „christlich“ aufgeklärte Reaktion leitete es der Sozialdemokratie ausgezeichnete Dienste; auch Beobachtungen pflegte es öfter zu zitieren. Ueber Kutter und sein Werk schreibt jetzt das Züricher „Volksrecht“:

„Es ist diesem aufrüttelnden Buch zu verdanken, daß sich besonders in der Schweiz, in Holland, in den skandinavischen Ländern und in England viele ernsthafte Christen und besonders auch viele Pfarrer gedrängt fühlten, die Arbeiterbewegung mit anderen Augen anzusehen, ja sich ihr anzuschließen. Während vor dem Erscheinen dieses Buches in der Schweiz nur einzelne sehr wenige Pfarrer, wie die Genossen Pfleger und Reichen, sich der Partei angeschlossen hatten, trat nachher eine große Zahl der sozialistischen Sache näher und in die Partei ein, und es wuchs in den kirchlichen Kreisen das Verantwortlichkeitsbewußtsein, sich mit der sozialen Not unserer Zeit auseinanderzusetzen und sich mit den sozialistischen Problemen zu beschäftigen.“

Nun ging es freilich Kutter im Grunde genommen nicht darum, einfach eine sozialistische Bewegung innerhalb der Kirche zu entfachen, und er schaute die sogenannte religiös-soziale Bewegung, die sich unter Führung von Ragaz seit 1906 entwickelte immer als eine Entgleisung an. Ihm ging es um ein neues Verständnis für Gott, im Gegensatz zu der erstarrten Kirchlichkeit und Christlichkeit, im Gegensatz zum landläufigen Moralismus und zum selbstgerechten Pietismus. Seine weiteren Bücher, die sich rasch nacheinander folgten: „Wir Pfarrer“, „Gerechtigkeit“, „Die Revolution des Christentums“ sprechen darüber eine eindringliche Sprache, erschütterten die kirchliche Selbstzufriedenheit und bereiteten die Krise vor, in der sich heute Theologie und Kirche befinden.

Es ist zu bedauern, daß Kutter mit seiner genialen Begabung sich nicht, wie sein großer Lehrer Blumhardt, der Sozialdemokratie angeschlossen hat, so wie er sich in seinen Schriften eigentlich an die Sozialdemokratie wandte, mit Ausnahme des einen Vortrages an die Frauen von Sozialdemokraten, in welchem er diese Frauen hat, ihre Männer für die Versammlungen der Partei und der Gewerkschaften freizugeben, da es gegenwärtig wichtiger sei für die Männer, willige Kämpfer als gute Hausväter zu sein. Natürlich erregte auch dieser Vortrag großen Anstoß in bürgerlichen Kreisen, und Kutter wurde verschrien als Untergraber des Familienlebens. Er sollte denn auch bei Anlaß einer Wiederwahl am Neumünster geiprengt werden. Da stand aber die Partei trotz ihrem Grundglaube von der religiösen Neutralität auf und verhalf dem unerfahrenen Manne zu einer ehrenvollen Wiederwahl.“



**Hagia Sophia wird Funkstation**  
Die berühmte Moschee Hagia Sophia in Konstantinopel

soll jetzt eine Funkende- und Empfangsanlage erhalten. Die Antenne soll zwischen den vier Minaretts und der 55 Meter hohen Kuppel ausgespannt werden, während der große Innenraum mit Aufnahmeapparaten ausgerüstet wird.

